paar Eimern Farbe, ein paar Rollen Tapete und günstigen Teppichresten raus. Sie schenkten uns sogar eine Waschmaschine – diese Leute verkörperten das sprichwörtliche große Herz der Menschen »aus'm Pott«.

Es waren glückliche Jahre, die folgten, eine ganz tolle Zeit. Da ich im Vergleich zu meinen Mitschülern nun die größte Wohnung hatte, trafen wir uns fast jeden Abend nach dem Unterricht bei uns. Sonya kochte die herrlichsten Menüs, wir feierten Partys bis morgens um fünf und gingen dann direkt in die Schule. Mein Studium war körperlich anstrengend und anspruchsvoll, machte mir aber solchen Spaß, dass ich abends zwar todmüde ins Bett fiel, mich aber immer schon auf den nächsten Tag freute. So sehr, dass mich die Nacht dazwischen nervte. Ich konnte es kaum abwarten und wollte eigentlich rund um die Uhr dort sein.

In den Sommerferien fuhren wir mit Sonyas R 4 nach Jugoslawien oder Griechenland. Vor vierzig Jahren gab es da noch menschenleere, unberührte Natur, sodass wir einfach am Strand zelteten und uns von Oliven, Retsina und Schafskäse ernährten.

UNTAUGLICH – DER ANTI-EINBERUFUNGS-EIWEISSTRICK

Ich sehe den grauen Brief sofort, als ich die Wohnungstür hinter mir zuziehe. Grau verheißt nichts Gutes. Nie. Entweder Finanzamt, Schulbehörde oder Polizei – grau ist die Farbe des Grauens.

Ich öffne den Umschlag. »Musterungsbescheid«: »… möchten Sie bitten, sich zur Tauglichkeitsprüfung am Montag, dem 5. Dezember 1977, um 9 Uhr im Kreiswehrersatzamt Grenadierstraße einzufinden.« Mir wird schlecht. Bundeswehr, Krieg üben mit dosenbiersaufenden Idioten.

Mit dem Gewehr durch Matsch und Scheißdreck robben, und

irgendein Arschloch schreit mich an. Alle Sachen millimetergenau falten – Hilfe! Das will ich nicht! Ich bin jetzt seit knapp vier Jahren an der Schauspielschule und möchte nach dem Abschluss sofort ans Theater. Während der Ausbildung können sie einen zwar nicht einziehen – aber direkt danach. Vier Jahre Schauspielschule und dann anderthalb Jahre zum Bund statt auf die Bühne? Das wäre eine Katastrophe! Ich werde auf jeden Fall verweigern. Den Antrag habe ich schon gestellt, als vor ein paar Wochen der Wehrpass kam. Wenn man in Berlin gemeldet ist, nehmen sie einen nicht. Oder wenn man schwul ist. Am besten beides auf einmal …

»Sonya! Guck mal!«, sage ich. »Hmmm …« Sie liest.

»Wie hmmm? Das ist eine Katastrophe! Ich will da nicht hin!«

Sie lächelt.

»Warum grinst du denn? Das ist doch nicht witzig!«

Sie lächelt weiter.

»Nee, nee, aber ich kann dir helfen!«

»Du?«

Sonya geht ins Wohnzimmer und kommt mit einem Zettel zurück. »Hier, das ist die Nummer von Stefan. Ein Freund von mir, der Arzt ist. Ruf den mal an!«

Zwei Tage später sitzen wir mit Stefan bei uns im Wohnzimmer. Ein netter, abgeklärter, entspannter Typ.

»Ja, da können wir was machen«, sagt er zu mir. »Komm mal morgen in meine Praxis!«

Am nächsten Morgen gehe ich gespannt zu ihm. Er zeigt mir ein kleines Fläschchen mit einer milchigen Flüssigkeit. Ich gucke ihn ratlos an. »Das ist menschliches Eiweiß. Da kommen nur Ärzte dran.«

Ich nicke. Kapiere nix. Ist ja toll – und?

»Davon gibst du bei der Musterung zehn Tropfen in deine Urinprobe!«

Ich kapiere immer noch nichts.

»Wenn Eiweiß hochkonzentriert im Urin vorkommt, spricht das für eine Nierenerkrankung, und damit nehmen die dich nicht!«

Er grinst, weil er weiß, dass die Bundeswehr Angst davor hat, dass man mit dieser Diagnose während der Ausbildung zusammenbricht und sie dann zahlen müssen. Das ist ihnen auch imagemäßig zu riskant.

Nun grinse ich auch. Das kleine Fläschchen ist meine Rettung! Mein Ticket in die Freiheit.

»Am besten, du stellst es gleich in den Kühlschrank – ist wärmeempfindlich.«

»Und wie soll ich das dann genau machen?«

»Du kaufst dir so eine kleine Einmal-Spritze und ziehst einen Milliliter hoch. Die Spritze versteckst du in der Socke. Oder in der Unterhose…«

Aha!

Montag, 5. Dezember 1977, sieben Uhr. Mir ist mulmig. Da das Kreiswehrersatzamt in Mannheim ist, habe ich bei meinen Eltern übernachtet und das Fläschchen im Kühlschrank deponiert. An diesem Tag hat mein Vater aus irgendeinem Grund Urlaub, was für mich später noch sehr von Vorteil sein wird. Wir trinken zusammen einen Kaffee. In einem Gespräch am Vorabend habe ich meinem Vater gesagt, dass ich auf jeden Fall verweigern will und überzeugt bin, dass die mich nicht nehmen werden. Doch er ist skeptisch und glaubt nicht, dass ich es schaffen werde, dem Staat zu entkommen. »Wird Zeit, dass du mal zum Bund kommst, da lernst du Gehorsam und Disziplin«, hatte er in letzter Zeit sogar häufiger mal gesagt. Trotzdem fragt er nun neugierig, wie das Ganze heute denn ablaufen soll. Ich teile ihm keine Details mit, denn ich will das ganz alleine durchziehen – auf meine Weise.

Und wenn das auffliegt?, frage ich mich. Wenn sie die Spritze in meiner Socke finden? Komme ich dann gleich in den Knast? Oder muss ich zur Strafe drei Jahre länger »dienen«? Tasten die einen ab? Und schauen die tatsächlich in den Hintern, wie man immer hört? Meine Hände zittern etwas, als ich den Milliliter in der Toilette meiner Eltern in der Spritze hochziehe. Den Rest stelle ich zurück in den Kühlschrank.

8.55 Uhr, Kreiswehrersatzamt Grenadierstraße. Das Linoleum ist so spiegelblank gewienert, dass die Schuhsohlen bei jedem Schritt quietschen. Es riecht nach Bohnerwachs und Desinfektionsmittel. Ein Mann in weißem Kittel führt mich in ein Umkleidezimmer und fordert mich auf, mich auszuziehen: »Machen Sie sich bitte frei!«

Als er meinen fragenden Blick sieht, ergänzt er: »Ihre Unterhose dürfen Sie anbehalten!«

Er reicht mir einen Becher. »Hinter der Tür hinten links ist die Toilette, wenn Sie bitte eine Urinprobe abliefern würden und den Behälter dann dort in den Durchgang stellen.«

Ich nicke. Gehe aufs Klo. In Unterhose. Die Spritze senkrecht zwischen die Arschbacken geklemmt. Ich pinkle in den Becher und reichere den Urin anschließend mit dem Inhalt der Spritze an. Dann stelle ich den Becher in die Durchreiche und verstecke die Spritze unter meinen Klamotten im Spind. Der Mann im weißen Kittel holt mich ab und geleitet mich ins Untersuchungszimmer.

»Herr Dr. Bernhard, Herr Ochsenknecht!«

Weißkittel geht und zieht die Tür hinter sich zu. Der Arzt am Schreibtisch legt den Füller zur Seite und blickt hoch.

»Hallo, Uwe«, begrüßt er mich freundlichst.

»Was ist denn jetzt los?«, denke ich. Hat der mich im Fernsehen gesehen, oder was?

»Meine Frau ist die beste Freundin deiner Schwester«, lacht er.

Verena! Ach du Scheiße. *Die* Verena, der ich damals beim Umziehen im Bad zugeschaut habe. Wie peinlich. Weiß er was? Wird er sich jetzt grausam für meine Teenie-Spanner-Aktion rächen? Anscheinend nicht, denn jetzt steht er auf und reicht mir ganz normal die Hand. Rumms! Da fällt mir ein ganzer Felsbrocken vom Herzen.

»Und? Willst du zur Bundeswehr oder verweigern?«

»Ich hab keinen Bock auf diesen Scheißverein, ich will Schauspieler werden«, kläre ich ihn auf. »Ich will auf jeden Fall verweigern!«

»Alles klar«, sagt er geheimnisvoll und hört mein Herz ab. »Ich kann das nicht alleine entscheiden, aber schau'n wir mal ...«

Würde der vielleicht was für mich drehen? Hoffnung keimt in mir auf.

»Kannst dich wieder anziehen«, sagt er, als er mit dem Abhören, Betasten und Begutachten fertig ist. »Geh mal 'ne Stunde spazieren, dann teilen wir dir das Ergebnis mit.«

Ich schlendere über die Rasenflächen des Geländes. Schreckliche Bungalows. Alles hier schreit nach Depression und Unterwerfung. Gegenüber entdecke ich das Kinderkrankenhaus, in dem ich als Junge einige Wochen mit diversen Kinderkrankheiten zugebracht habe. Eine schreckliche Zeit. Hallende, hell beleuchtete Gänge, Schwesterntrachten, stickige Luft und dieser typische Krankenhausgeruch. Nachts war es am schlimmsten: Da kam die Sehnsucht mich besuchen, und ich lag in meinem Bett, starrte an die Decke und lauschte den Geräuschen auf dem Flur. Wir waren zu acht in einem Zimmer, mussten mehrmals am Tag unzählige Tabletten schlucken, und ich fragte täglich irgendeine Schwester, wann ich nach Hause dürfe. »Bald«, hieß es dann immer. »Bald« zog sich unendlich. Sechs Wochen sind für ein Kind eine Ewigkeit. Ich habe immer noch das Bild vor Augen, wie wir morgens nach dem Frühstück kollektiv auf die Plastiktöpfe gesetzt wurden. Die waren durchsichtig, damit die Schwestern gleich sehen konnten, wie die Ergebnisse ausfielen. Zurück blieb ein gehaltvolles Aroma, das sich bis zum Mittag hielt.

Und die Kaserne hier sieht genauso aus wie das Krankenhaus damals. Wenn die Schauspielschule Farbe ist, ist das hier Schwarzweiß. Mief, Frustration und gehirnamputierter Gehorsam – das genaue Gegenteil von Kreativität. Die Bundeswehrzeit würde mich killen, da bin ich mir sicher. Gehen, gehen, einatmen, ausatmen. Würde der Trick funktionieren? Würde Dr. Bernhard mir helfen? Ich beschließe, sicherheitshalber auffällig tuntig in den Raum zu tänzeln. Doppelt hält besser ...

Dann sitze ich im Flur, die Tür geht auf, man ruft mich ins Zimmer. Ich wackle hüftschwingend hinein und schlage beim Hinsetzen damenhaft die Beine übereinander. Der Chefarzt, ein Professor Schneider mit kahlrasiertem Schädel und eisblauen Augen, sitzt

vor mir am Schreibtisch und blättert in den Unterlagen. »Ja, Herr Ochsenknecht … eigentlich alles in Ordnung …« Er guckt wieder auf die Untersuchungsergebnisse. Scheiße, denke ich, jetzt bin ich tatsächlich einmal in einer Situation, in der ich mir vom Arzt einen positiven Befund erhoffe.

»Mmmhmmm, mhmmm …«, er blättert und räuspert sich. »Eine Sache gibt's da allerdings: Haben Sie irgendwelche Symptome, Beschwerden oder Schmerzen?«

»Nein, warum?«

»Wir haben hier Ergebnisse, die nicht so lustig sind. Alles deutet darauf hin, dass Sie Nierenprobleme haben …«

Ich setze eine überraschte Unschuldsmiene auf. Wie sieht man aus, wenn man nierenkrank ist und es noch nicht weiß?

»Haben Sie manchmal Schmerzen?«

Mein »Verbündeter«, der Nierenspezialist, hatte mich instruiert, was ich auf diese Frage antworten sollte: »Manchmal habe ich dicke Füße, wenn ich morgens aufwache. Die sind dann irgendwie angeschwollen … das geht dann aber auch wieder weg …«

»Haben Sie sonst noch irgendwelche Symptome?«

Bewusst naiv zähle ich alle Symptome auf, die auf eine Nierenfunktionsstörung heftigster Art hindeuten. Die Runzeln auf der Professoren-Stirn werden immer tiefer.

»Aha …! Dann müssen wir noch mal eine Urinprobe machen, um sicherzugehen!«

Auwei!

Ich fühle mich wie bei einem Luftloch im Flieger. Denn: Die Spritze ist leer! Ich habe kein Eiweiß mehr und damit ein Riesenproblem – ein richtig fettes Problem! In Überschallgeschwindigkeit rasen mögliche Rettungsszenarien durch meinen Kopf: Würde tierisches Eiweiß auch gehen? Aber wo käme ich jetzt an ein Ei?

Ich schinde zunächst mal Zeit raus. Zeit zum Überlegen.

»Was? Aber so schnell kann ich noch gar nicht wieder pinkeln!«

»Gut, gehen Sie ein Bierchen trinken, das treibt, und in einer Stunde machen wir noch mal eine Urinprobe!«

Und nun? Meine letzte Rettung ist der Mann, der sich am meisten wünscht, dass ich zur Bundeswehr gehe: mein Vater!

Vor dem Gelände habe ich eine Telefonzelle gesehen. Zu der rase ich jetzt hin. Mein Vater würde mir den Rest des Fläschchens, der noch im Kühlschrank ist, vorbeibringen müssen. Das scheint die einzige Möglichkeit. Hoffentlich ist er zu Hause, geht mir durch den Kopf. Und hoffentlich wird er mir helfen.

Das Telefon klingelt. Dreimal, viermal, fünfmal. »Ochsenknecht!« Er geht ran! Er ist da! Puh! Zum Glück.

»Papa, ich bin's. Hör zu!« In knappen Worten erkläre ich ihm, was ich hier tue und wie das Weitere ablaufen soll.

»Kannst du ganz schnell vorbeikommen und mir das Zeug bringen?«, frage ich ihn abschließend. Er brummelt, hustet, dann sagt er ja. Ich bin verwundert. Und erleichtert. Warum macht er das? Wahrscheinlich will er nur vermeiden, dass ich im Knast lande. Ich gehe die Straße auf und ab, um ihn abzufangen.

Da schleicht mein Vater auch schon in seinem Auto heran. Stoppt, steigt aus, schaut sich immer wieder hektisch um und überreicht mir dann das in die Bildzeitung (wie passend!) eingewickelte Fläschchen. Die ganze Szene hat etwas von einem Drogendeal. Und das am helllichten Tag, mitten auf der Straße vor dem Kreiswehrersatzamt der Bundeswehr!

»Hier!«

»Danke, Papa!«

»Und, wie läuft's?«

»Ganz gut.«

»Ich drück dir die Daumen!«, sagt er. Und fährt wieder ab.

Ich bleibe zurück mit dem seltsamen Verdacht, dass er an der ganzen Sache Gefallen gefunden hat.

Gleiche Performance, gleicher Trick: Toilette, Becher, Spritze, im Flur warten. Zur Verkündung des Endergebnisses werde ich in ein Zimmer geführt, in dem ein Musterungsausschuss auf mich wartet. Ein Panoptikum ehemaliger Kriegsveteranen, die wie im Gerichtssaal nebeneinandersitzen, ins Groteske überzeichnet wie in

einem Polanski-Film. Einer mit Augenklappe, ein anderer mit zerschossenem Kehlkopf und schlimmen Narben. Alles in allem sehe ich mich fünf strengen, verbissenen Gesichtern gegenüber. Es würde mich nicht wundern, wenn einem der Figuren gleich noch scheppernd die Armprothese abfällt.

Der Mann, der in der Mitte sitzt und vor seinem beschädigten Kehlkopf ein Mikrophon trägt, sagt mit Roboterstimme: »Setzen Sie sich!« Ich setze mich. Er räuspert sich und schaut mich streng an. »Ja, Herr Ochsenknecht, Sie wollen also verweigern, falls Sie tauglich sind?«

Auweia, denke ich, das findet der sicher nicht schick.

»Ja«, sage ich, »ich würde dann gerne Ersatzdienst machen.« Ich denke, es ist klug, zumindest meinen guten Willen zu zeigen.

»Das ist sehr löblich, aber wir mussten leider feststellen, dass Sie untauglich sind.«

Eine wilde Freude schießt in mir hoch. Ich habe Mühe, sie zu verbergen. Eine schauspielerische Glanzleistung, stattdessen eine traurige Miene aufzusetzen.

»Oh, warum das denn?«

»Ihre Nierenwerte sind nicht in Ordnung. Wir raten Ihnen dringend, sich untersuchen zu lassen. Das kann lebensgefährlich sein!«

»Oh. Ja, das mache ich. Mache ich!«

»Okay, dann ist alles geklärt. Haben Sie noch Fragen?«

Alles andere als das.

»Nein«, erwidere ich.

»Dann geben Sie draußen Ihren Wehrpass ab.«

Das tue ich in Lichtgeschwindigkeit. Untauglich. Fall erledigt. Cut.

Als kurze Zeit später die schriftliche Bestätigung kommt, reiche ich sie meinem Vater. Ein kleines bisschen Stolz glimmt in seinen strengen Augen auf: »Also eins muss ich sagen: Das hätte ich nie gedacht, dass du das hinkriegst. Das war 'ne tolle Aktion!«

»Aber ohne dich hätte ich es nicht geschafft. Danke, dass du mir geholfen hast, Papa!«

Er guckt betreten auf die Tischplatte.

»Na ja ...« Er klopft mir auf die Schulter. Kumpelhaft, aber auch mit einem Anflug von Respekt.

Es kam mir später vor, als hätte er in diesem Moment geschnallt, dass ich einen Plan habe. Und dass dieser Plan ganz anders war als der seiner Generation, die ja bloß funktionieren musste. Was mochte ihm da durch den Kopf gegangen sein: Wie macht Uwe das? Das haut ja alles hin? Der wird ausgemustert, wie er gesagt hat. Und er geht auf die Schauspielschule ... Wie schafft er das? Wie kann es sein, dass einer das tut, was ihm Spaß macht, und es klappt, und er hat damit Erfolg? Und ich muss an einer Scheiß-Maschine stehen und verdiene im Monat das Gleiche, das er an einem Tag verdient?

Mit anzusehen, wie ich meine Ziele verfolgte und meine Träume verwirklichte, war in gewisser Weise hart für meinen Vater, weil er seinen Traum nie leben konnte und zeitlebens unglücklich darüber war. Und ich fand es sehr schade, erst durch so eine Aktion ein bisschen Respekt von meinem Vater zu bekommen.

KRISENFEST – SONYAS AFFÄRE

Die Party, zu der Sonya und ich eingeladen waren, fand in einer kleinen Scheune in einem Dorf an der holländischen Grenze statt. Wir tanzten, machten Musik, tranken und hatten eine gute Zeit. Irgendwann fühlte ich mich platt, die meisten Leute waren schon weg, und so fragte ich Sonya, ob wir nicht langsam schlafen gehen wollten. Sie sagte, ich solle schon mal vorgehen, sie komme gleich nach. Ich ging ins benachbarte Wohnhaus und stieg hoch zum Dachboden, wo das Schlafsacklager für all diejenigen vorbereitet war, die hier übernachten wollten. Schnell war ich eingeschlafen.